Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte / Historisch-Antiquarischer

Verein des Kantons Schaffhausen

Herausgeber: Historisch-Antiquarischer Verein des Kantons Schaffhausen

Band: 10 (1925)

Artikel: Die diplomatische Tätigkeit des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn

an der türkischen Pforte im dreissigjährigen Kriege

Autor: Rippmann, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-840965

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die diplomatische Tätigkeit des Freiherrn Schmid von Schwarzenhorn an der türkischen Pforte im dreißigjährigen Kriege.

Von

Dr. Frih Rippmann.

Die Geschichte ist die Hüterin einer Menge noch unentdeckter Zussammenhänge. Ze nach den Erlebnissen und Eindrücken, welche der Einzelne oder die Gesamtheit empfangen, läßt sie uns wieder neue Einblicke tun und erschließt sie sich neuen Überlegungen. Mag man auch nur in der reichen Fundgrube der Ortsgeschichte forschen, die verschiedenen Abern führen doch immer wieder hinaus in die großen Strömungen einer Zeit. Und was dann die Ortsgeschichte zu deuten vermag, das gibt uns auch oft den Schlüssel zur Deutung der allgemeinen Entwicklung. Bei dem Studium des Lebens einer einzelnen Gestalt führen diese Adern oft gar weit — bis ins Türkenland.

Johann Rudolf Schmid, ein Bürger des Städtchens Stein a. Rh., wurde 1590 geboren im Stammhause seiner Familie, im schwarzen Horn. Dort wuchs er in der trot aller Kleinheit selbstbewußten und starken Umsgebung des Kleinbürgertums des 16. Jahrhunderts auf. Mit 9 Jahren schon durch seinen Gönner der Heimat entführt und zum Künstler ausersehen, wurde er aber im 14. Lebensjahre aus seiner Lausbahn gerissen, indem er bei den Türkenkriegen in die Sklaverei geschleppt wurde. Zwanzig Jahre später wurde Schmid von dem österreichischen Botschafter Freiherrn von Kurz losgekauft, und 1629 sehen wir ihn als österreichischen Kesibenten, als diplomatischen Vertreter des Kaisers, an der türkischen Kforte. So sührt uns die Tätigkeit dieses Mannes in die Diplomatie hinein,

und zwar zu einem Zeitpunkte, welcher wegen bes damals in Deutschland wütenden 30-jährigen Krieges befonders bedeutsam ist. Das Durchgehen der diplomatischen Berichte Schmids*) gewährt uns ein tieses Verstehen jener Zeit, wozu nicht wenig die jüngste Vergangenheit, 1914—18, dürfte beigetragen haben.

Der 30-jährige Krieg zeigt in den diplomatischen Aften ein ganz anderes Bild, als wir es uns von ihm zu machen gewohnt sind: Er ift nicht nur eine ungeheuerliche friegerische Handlung ober ein Kampf um die konfessionelle Gleichberechtigung, oder, innerpolitisch betrachtet, der Versuch der Fürsten, sich auf Kosten eines mächtigen Kaisertums zu stärken, sondern der 30-jährige Krieg stellt sich vielmehr dar als eine bedeutsame europäische Angelegenheit, in welcher ein Net diplomatischer Fäden gesponnen und die einzelnen Kriegführenden in diese Maschen getrieben wurden zum blutigen Austrag. So erscheinen die ausländischen Mächte, welche in diesen Krieg eingriffen: 1623 die Dänen, 1630 die Schweben, 1635 die Franzosen, viel mehr als Werkzeug, denn als Selbstzweck. Sie waren das Werkzeug europäischer Mächte, welche den anfänglich konfessionellen Zwist im deutschen Reiche zu benützen verstanden, um einen allgemeinen politischen Zweck zu erreichen: nämlich das durch die Übermacht des öfter= reichisch-spanischen Raisertums gestörte Gleichgewicht ber einzelnen Bölker wieder herzustellen. Es ist nicht etwa ein einzelnes Volk, welches den Untergang des Kaisertums herbeiführen wollte, sondern es war im tieferen Sinne das Rusammenwirken aller berjenigen Nationen und Kürsten, welche sich durch die Störung des Gleichgewichtes in ihrer wirtschaftlichen, mili= tärischen und geistigen Existenz gefährdet saben.

^{*)} Das Material ist in Attenbündeln unter "Turcica" im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien außbewahrt, dessen Benühung mir in zuvorkommender Weise von Herrn Hofrat Baron von Mitis gestattet wurde. Von Herrn Staatsarchivar Jos. Mayr wurde ich in das umfangreiche Material eingesührt, in welchem mehrere hundert Berichte von Schmid enthalten sind, samt mehreren zusammensassenden Berichten. Herr Oberstlt. Schramm-Schießl im Ariegsarchiv gestattete mir den Einblick in die Protokolle des Hossierießrates. — Siehe serner Ham mer, Geschichte des Osmanischen Reiches; Füßli, Künstlerlezikon Bd. I, S. 82; Theodor Better, Freiherr Schmid von Schwarzenhorn, bei Huber, Frauenseld; Frihk Rippmann, die Beziehungen des Freiherrn Schmid zu seiner Vaterstadt, im Steiner Grenzboten 1924. Anzeiger für Schweizerische Geschichte Nr. 4, 1891. Leider nicht erhältlich war Archiv für Geschichte, Wien, XX. Jahrgang, wo die Relation des Residenten Schmid abgedruckt ist.

Zur europäischen Völkerfamilie gählte bamals noch als eine ber größten Mächte die Türkei, welche ihre Herrschaft bis an die Raab in Ungarn ausgebehnt hatte, und welcher ber Balkan und verschiedene Fürstentitmer bis an die Grenze Polens tributpflichtig waren. Der Großherr verfügte über ein geschultes Berufsheer, die Janitscharen als Fußvolk und die Sipahi als Reiterei. In seiner Person vereinigte sich die größte Macht= vollkommenheit, welche die Geschichte kennt, sodaß der Sinn des Großherrn der Sinn des Volkes war. Der Türke hatte nicht nur das Schwert, son= bern auch ben Glauben, um fein heer zum Kampfe gegen die Ungläu= bigen zu fanatisieren, und durch den Tribut hatte er auch die Mittel bazu. Es ist uns bewußt, daß das Eingreifen dieser Macht im 30-jähri= gen Kriege nicht etwa das Gleichgewicht hergestellt hätte, sondern es wäre dadurch die abendländische Kultur zurückgedrängt worden und die Völker bem Drient tributpflichtig geworden. Tropbem bemühte sich die europäische Diplomatie an der Pforte, die Türkei zum Gingreifen in Deutschland zu veranlassen. Dabei wäre der natürliche Gegner der nächste Nachbar, Ofterreich, mit seiner Hauptstadt Wien gewesen. Dieser aussichtsreichen Verlockung der Türken mußte der Vertreter Ofterreichs mit allen Mitteln entgegenarbeiten. Dieser Tätigkeit bes Resibenten, so weit sie mit ben europäischen Verhältnissen zusammenhängt, möchten wir im einzelnen nach= gehen. Dabei werden wir nicht nur von der Perfönlichkeit Schmids ein lebensvolles Bild erhalten, sondern zugleich einen kleinen Ausschnitt der umfangreichen Diplomatie jener Zeit kennen lernen.

Gerade vor dem Antritt Schmids als Resident war der Friede von Szön zwischen Österreich und der Türkei 1628 auf die Dauer von 25 Jahren abgeschlossen worden. Schon hier machten die Gesandten von England und Frankreich ihren Einfluß auf die Pforte geltend, so daß der österreichische Botschafter Freiherr von Ruesstein nach Wien berichtete, daß es überaus wichtig sei, einen tüchtigen Residenten an der Pforte zu haben wegen der mannigsaltigen Praktiken, welche durch die Botschafter anderer Mächte eingeleitet werden und den Sultan durch falsche Informationen gegen Österreich aushehen. Man müsse eifrig und wachsam sein, sonst sein Bruch des Friedens zu befürchten. Der jetzige treue Resident Schmid biete die beste Gewähr, diesen Praktiken zu widerstehen. Schmid hatte von Wien aus genaue Instruktionen erhalten, welche hauptsächlich den Zweck verfolgten, die Türken mit allen Witteln vom europäischen Kriegssichauplat fernzuhalten. Er mußte basür besorgt sein:

- 1. den Krieg der Türkei mit Persien zu erhalten, um die türkische Mislitärmacht zu beschäftigen;
- 2. die Polen und Kosaken in der Walachei und Moldau zum Einfall in die Türkei aufzumuntern; damit verbunden sollen florentinische, maltesische und venetianische Galeeren möglichst nahe an Konstantinopel vordringen, alles unter Vorgabe des Schutzes der christlichen Bulgaren und Albanesen;
- 3. auf alle Fälle ein Bündnis der Türkei und der Schweden zu verhindern, um ja nicht die Macht der Protestanten wachsen zu lassen (seit 1630).

Schmid hatte über alles, "was an der Porten sich zutragen mögen, woran uns, der christenheit und Erbkönigreich und =landen gelegen, mög= lichsten Fleißes durch Curriere zu berichten." Schmid sollte sogar mit Persien eine "geheime Traktation" angeblich zum Schuke der christlichen Händeler in Persien errichten. Tatsächlich handelte es sich um eine Verabredung für den Fall, daß die Türkei Österreich angreisen sollte. Wir ersahren nicht, daß ein derartiges Abkommen geschlossen worden wäre. Die Geschichte zeigt uns aber, daß die Kriege mit den kriegsgewandten Persern die kürkische Macht mehrere Jahre nacheinander "distrahierten" und diese ihr dis zum Jahre 1630 eine schwere Niederlage beigebracht hatten. Besonders verlustreich für die Türken war die Belagerung von Bagdad.

Im Juli 1630 betraten die Schweden deutschen Boden. Im Januar 1631 erschien ein schwedischer Gefandter bei den Tataren, um sie zum Kampfe gegen Ofterreich zu bewegen. Er wurde aber vom Chan der Ta= taren abgewiesen, da sie als tributpflichtiger Staat an den türkischen Frieden mit dem Reiche gebunden seien und nicht selbständig handeln könnten; hingegen erklärten sie sich bereit, gegen die mit Osterreich befreundeten Polen zu ziehen. Schmid war von dem Ergebnis dieser Besprechung durch seine Agenten, katholische Patres und Handelsleute, unterrichtet worden. Der Schwede begab sich hierauf nach Konstantinopel. Schmid geht seinen Um= trieben nach. Aus einer Besprechung mit Mortasapascha erfährt er, daß die Türken durch die schwedischen "Offerta" sich nicht verführen lassen. Der tiefere Grund hiefür ist wohl in den innerpolitischen Verhältnissen zu suchen, indem der verunglückte Perferzug Ende 1631 eine große Mili= tärmeuterei auslöste, welche nur unter größter Anstrengung erstickt werden konnte. Schmid frohlockt über diesen Aufstand; nach seiner Niederwerfung begab sich Schmid aber doch zum Großwesir und "congratulierte" ihm,

"weilen er allzeit ein Liebhaber bes Friedens gewesen sey"; er nannte ihn entsprechend der bilderreichen Sprache der Orientalen "eine Säule, welche den Frieden zwischen dem Sultan und dem Kaiser erhält."

Aus genau wiedergegebenen Gesprächen von Schmid mit den türki= schen Ministern ersehen wir, daß sie über den Gang das Krieges in Deutsch= land sehr aut unterrichtet waren. Vor allem beschäftigte sie das geheimnis= volle Ränkespiel von Wallenstein, und sie trauten Schmid nicht so recht, wenn er für dessen Treue seinen Kopf wettete. Die Schweden hatten ihren Siegeszug durch Deutschland begonnen; die norddeutschen Städte murden bezwungen, Nürnberg fiel vom Kaiser ab, Tilly wurde 1631 bei Breiten= feld und 1632 am Lech geschlagen, Augsburg und München leisteten den Schweden den Huldigungseid. In Konstantinopel setzte gleichzeitig eine intensive Tätigkeit der feindlichen Diplomatie ein. Die Gefandten hatten unter sich mehrere Besprechungen. Einer um den andern begab sich hierauf zum Großwesir Achmedpascha, um von den Niederlagen des Kaisers zu berichten. Das "Kontraminieren" gegen diese Tätigkeit sei erfolglos, berichtet Schmid. Er werde von den Gesandten und ihren Spähern überall ausgekundschaftet; man frage ihn, wie es komme, daß er so viele Kuriere ausschicke und keiner komme zurück. "Ich aber bin hie wie ein verlohrnes Schäfl, weder durch Venedig noch durch andere Weg höre ich von keinem Buchstaben . . . Ich grimbe mich zu tot, und es schmerzt mich bis in die Seel, um daß ich so verlassen und übel traktiert würd." Er bittet deshalb um Entlassung von seiner Stelle. Es sei nicht wegen der drohenden Ge= fahren für seine Person, was ihn zu dieser Erklärung veranlasse; ein guter Schiffmann sei auch bei unruhigem Meere inmitten der Feinde stark; aber er könne ohne Verbindung mit Wien dem Kaiser doch nichts nüten.

Um die Lage noch bedenklicher zu gestalten, ritt im Upril 1632 der zweite schwedische Gesandte in Konstantinopel ein. Seinen Namen ersahren wir nicht. Er wurde beim Musti Husein Esendi vorgelassen und nach 1½ stündiger Unterredung auf türkische Weise geehrt, indem 7 Kastane (türkisches Oberkleid), in welche er und seine Begleiter zur Audienz gesteckt worden waren, ihm geschenkt wurden. Der holländische Sesandte, welcher am meisten sich um das Eingreisen der Türken bemühte, versuchte sitr den Schweden ein Akkreditiv zu erwirken, damit er vor den Sultan gesührt werde. Schmid arbeitete dagegen, indem er dem Musti beweisen kann, daß der Gesandte kein Schwede, sondern ein sahnenslüchtiger Deutscher sei. Er traf damit die Türken an einer sehr empfindlichen Stelle;

denn sie waren darauf bedacht, daß ihnen die übliche ober noch größere diplomatische Cortesia erwiesen und eine Person von Stand und Rang und nicht ein Überläuser als Gesandter zu Verhandlungen geschickt werde. Der Schwede wurde abgewiesen mit der Erklärung, der König solle einen bevollmächtigten Botschafter schicken. Hierauf begab sich der Schwede zum Chan der Tataren und versuchte mit Geld dort etwas auszurichten. Schmid ersuhr davon und mahnte an zuständiger Stelle zum Aussehen, so daß diesem Treiben ein Ziel gesetzt wurde. Der Schwede wiegelte dann die Fürstentümer Siebenbürgen und die Walachei zum Kampfe gegen Österzeich auf.

Schmid mahnte Wien zur größten Vorsicht. Wenn auch der Gesandte wieder einmal abgewiesen worden sei, so seien insbesondere der hollandische, siebenbürgische und französische Gesandte immer an der Arbeit, und bei ben zur Verfügung stehenden Mitteln sei der Erfolg nicht ausgeschlossen. Die Türken selbst stünden in Waffen, und solange hier kein Krieg sei, dürfe man ihnen nicht trauen. "Sie find voller Falsch und Betrug; sie pflegen sich keiner Lüge zu schämen; was heute bei ihnen weiß, ist mor= gen schwarz." Und doch griffen die Türken nicht in den 30-jährigen Krieg ein, obwohl mit dem Eintritt der Schweden die Gelegenheit außerordent= lich günstig gewesen wäre und es auch an Versprechungen und an Geld für dieses Unternehmen nicht gefehlt hat. Die Abhaltungsgründe sind mannigfacher Art. Sie sind darin zu suchen, daß die Perser sich 1633 zu einem neuen Kampfe gegen die Türkei gesammelt hatten, und daß die Militärmeuterei der Sipahi die Zuverlässigkeit der Truppen erschüttert hatte. Ein wesentlicher Grund ist aber in der ganzen politischen Einstellung des Türken zu suchen. Es fehlte der türkischen Regierung schon seit Jahrzehn= ten jedes politische oder kriegerische Ziel. Der hohe Beamte des Reiches stellte nicht etwa die Macht des Volkes als Richtlinie seines Handelns auf, sondern er war von einem uns unfaßbaren, beinahe mahnwißigen Drange getrieben, sich selbst zur höchsten Machtvollkommenheit und zum größten Reichtum zu bringen. Es mochten barüber Untertanen und Länder verloren gehen — er selbst setzte ja auch seinen Kopf aufs Spiel. Und an der Spite dieser Beamtenschaft stund der Großberr, welcher seine Macht bis zur Tollheit auskostete und blutig zur Geltung brachte. Schmid schil= derte den Sultan Murad IV. mit folgenden Worten: "Er ist eine gäch, wütende und tyrannische Natur; was ihm in den Sinn kommt, muß ohne viel Bedenken vor sich gehen. Solche furi und stolze Geister setzen

gemeiniglich auf die Waag." So kam es, daß das nur zum Kriege erzogene Volk gerade um diese für Europa so verhängnisvolle Zeit nicht schlagfertig war; es sehlte ihm an einer einheitlichen Politik und an Führern.

Am 23. Dezember 1632 fiel in der Schlacht bei Lüten König Guftav Adolf; die Nachricht hievon erhielt Schmid erst am 15. Februar, nachdem schon längst von einer Niederlage der Kaiserlichen in Konstantinopel erzählt worden war. Schmid ritt sogleich zum Großwesir und erstattete von dem Verlauf der Schlacht Bericht. Hierauf wurde solgendes Gespräch gesührt. Der Wesir: "Sage mir, wie du denkst! Glaubst du, daß es uns Türken um den König von Schweden leid ist?" Schmid antwortete: "Wenn Gustav Adolf gesiegt hätte, wäre es allerdings auch den Türken zugute gesommen. Aber alte Freunde (er meint Österreich) gegen neue zu tauschen, die man nicht kennt, ist ein mißlich und gesährslich Ding, was ihr Ottomanen selbst wißt. Deshald kann euch auch der Tod von Gustav Adolf nicht leid sein." Darauf erwiderte der Wesir: "Ihr Österreicher habt aber doch Freude, wenn wir Aufstände im Reiche haben, und wenn es uns schlecht geht?" Schmid antwortete offenherzig: "Das würde uns wohlgefallen, wenn zwischen uns keine Freundschaft wäre."

Aus solchen Gesprächen erkannte Schmid, daß die Türken wenig Luft hatten zum Eingreifen. Auch als im August 1633 der dritte schwe= dische Gefandte, der Prädikant Paul Straßburg, in Konstantinopel als Internunzius erschien, berichtete Schmid nur wenig über ihn nach Wien. Der "Landfahrer" habe die Türkei wieder verlassen, da seine Geschäfte hier nicht gut gegangen seien. Inzwischen hatte die Türkei wieder neue Rämpfe vor. Die Kosaken hatten im Schwarzen Meere die türkische "Schiffs= armada" geschlagen, und Persien zog türkisches Interessegebiet, Kurdistan, an sich. Zudem festigte der Sieg des Kaisers bei Nördlingen (5. und 6. Sept. 1634) auch die diplomatische Stellung Schmids. Der Sultan wollte ben Schlachtenbericht selbst in türkischer Sprache lesen. Er soll nachher gesagt haben: "Ich höre gern, daß der römische Kaiser seine Feinde strafe wegen der Freundschaft, so zwischen uns ist." Im Dezember 1634 machte Schweden zum vierten Mal den Versuch, die Türkei in die europäischen Händel zu ziehen. Der schwedische Vertreter, Jakob Rosellio, fand aber in Konstantinopel keinen Anklang. Schmid schreibt: "Sein Credit geht allmählich zu grund, also daß hinfüro von ihm zu melden die Mühe nicht wert ist." Und zuversichtlich fügt er noch hinzu, daß er jett so energisch auftreten wolle, "als jetiger Beit Waag ertragen fann." Damit meinte Schmib offenbar fein Auftreten

gegen den Bassa von Ofen, welcher eine schwedenfreundliche Stellung einsgenommen habe und mit den Schweden korrespondiere. Wir wissen nicht, ob es ihm gelungen ist, den Bassa von seiner Stelle zu sprengen.

Sultan Murad erwartete wohl große Reichtümer durch die Besiegung Persiens, und hoffte, ihm Bagdad wieder abzunehmen, als er sich aber= mals zu einem Feldzug nach dem Often entschloß und persönlich mitziehen wollte. Er stand im Monat März 1635 in Skutari wieder zum Abmarsch bereit. Die Gesandten von Frankreich, Holland und Siebenbürgen beschworen ihn, er möge Europa nicht völlig von Truppen entblößen. Welche Uber= redungskünste dabei gebraucht wurden, schildert Schmid, welcher während dieser Zeit ebenfalls tätig war. Es war ihm durch Bestechung eines türkischen Kanzlisten gelungen, eine schriftliche Relation zu lesen, wie sie dem Sultan überreicht worden war. Zuerst sei der Kaiser darin verkleinert worden. Er habe sein Kaisertum "erhandelt". Er sei ein schlechter Fürst, betrüge die Evangelischen, so daß der Pfalzgraf Friedrich für sie habe einstehen müssen. Darauf habe Gustav Abolf "aus Erbarmung sich ihrer angenom= men". Durch die Besiegung desselben sei der Kaifer noch ländergieriger geworden, und es sei zu befürchten, daß Ofterreich die von Sultan Soli= man eroberten Gebiete in Ungarn wieder an sich ziehen werde; die Gelegenheit dazu sei günstig, wenn der Sultan gegen Persien ziehe. Man empfehle ihm vielmehr den Krieg gegen Österreich. Er werde sein Ziel sicher erreichen, da Frankreich und die deutschen Städte gegen den Kaiser ziehen würden. Murad ließ sich aber trot allen Versprechungen nicht ab= halten. Aber der Kampf gegen Persien gestaltete sich für die Türkei sehr verluftreich und graufam. Der türkische Heerführer Mortasabassa starb aus Rummer oder durch Gift. Der Sultan schäumte vor Wut über diese Nieberlagen. Mit entsetzlichem Blutdurft ließ er unter seinen Heerführern und Beamten aufräumen, oder er besorgte selbst das Amt des henkers. Die im Serai befindlichen "Stummen" hatten eine furchtbare Arbeit zu verrichten, da sie aber nicht sprechen konnten, erzählte niemand von diesen Morden. Die Diener des Sultans verständigten sich nur noch durch Zei= chen, um nicht den Unwillen ihres Herrn zu wecken. Schmid schreibt nach Wien: "Dieweilen man also das Unkraut ausrupft, verschwinden nach und nach alle Unordnungen, daß aniho aus Furcht sich schier keiner mehr darf rühren." Der türkische Geschichtsschreiber Naima schreibt, daß Murad graufamer als die Pest wüte. Im August 1637 erschien ein persischer Gesandter und brachte reiche Geschenke für den Sultan mit: 8 indische Pferde, mehrere Ballen Zobelpelz, 40 Dromedare, große Mengen reinsten Moschus und Ambra in Säcken, 8 mit Gold und Silber durch-wirkte Teppiche und reiche Tücher und Seidenstoffe für Kopsbünde. Aber seine Geschenke wurden als zu wertlos betrachtet. Zu seinem Aufzug in Konstantinopel durste er nur schlechte Pferde gebrauchen, wodurch der Gesandte von Persien lächerlich gemacht werden sollte. Im gleichen Jahre 1637 zogen die Türken wieder gegen Persien. Im Dezember 1638 mußte sich Bagdad ergeben und wurde wieder dem türkischen Reiche einverleibt. Damit fanden die blutigen Kämpfe im Osten ihren Abschluß; sie waren nicht weniger grausam und zerstörend als die Kriegswirren in Europa.

Aus den Berichten Schmids erkennen wir eine veränderte Einstellung bes englischen und venetianischen Gesandten zu ber Frage bes Gin= greifens der Türken in den 30-jährigen Krieg. Sie versuchten nicht mehr, die Türken zu einem Unternehmen in Europa aufzumuntern, sondern wir vernehmen aus den Berichten Schmids, daß er mit dem Vertreter Englands gelegentlich sogar Besprechungen über die politische Lage hielt und mit ihm zu einem Effen mit den Wefiren geladen murbe. Diefe bedeutungs= volle Wandlung der europäischen Außenpolitik mußten wir hier kurz an= beuten; denn es ergibt sich daraus eine wesentliche Stärkung des öster= reichischen Vertreters. Tropbem hatte er während der Abwesenheit des Sultans eine sehr schwere Stellung. Schmid hatte darauf geachtet, sein Amt in "mehreren Respect" zu bringen. Sein Vorgänger wurde nie vom Sultan empfangen, ebensowenig wurde er regelmäßig vor den höheren Beamten zugelassen. Im öffentlichen Divan, bei Anwesenheit zahlreicher Bittsteller, durfte er seine Begehren vor dem Großwesir vorbringen. Dabei mußte er auf die Knie hinunter und den Mantelfaum des Wesirs kuffen. Ein folche Begrüßung bedeutete für einen Abendländer, insbesondere für den Vertreter eines großen Reiches eine tiefe Demütigung. Schmid hatte es verstanden, sich die Behandlung eines eigentlichen Gefandten, welcher mit größeren Kompetenzen ausgerüftet war als ein Resident, zu erzwingen. Der damalige Kaimakam, der Reichsverweser, "schnarchte" Schmid voll Born an, als diefer die bei Gefandten übliche Reverenz gemacht hatte: "Du ungläubiger Christenhund, warum küssest du mir nicht den Rock? Wenn du es künftighin nicht tuft, werde ich dich zu Boden schlagen, du Hund!" Er hatte die geballte Faust gegen Schmid erhoben, jedoch schlug er nicht, sondern zog sich in ein anderes Gemach zurück. "Ich bin von dorten hinweg mit großem Grimm und Unlust nach Hause geritten." Und

später schrieb Schmid: "Gott schicke es, daß ich einstmalen von diesen Barbaren erlöst werde!" Es klingt wie ein Dank an das Schicksal, als er im Jahre 1639 mitteilen kann, der grausame Kaimakam sei stranguliert und beffen Vermögen von über 600 000 Talern vom Sultan eingezogen worden. 1640 starb Murad IV. Er hatte vier seiner Brüder vorher erdroffeln laffen. Allein fein Bruder Ibrahim, welcher infolge feiner langen Kerkerhaft geisteskrank geworden sein soll, überlebte ihn und wurde mit dem Schwert des Großherrn, dem Symbol der Herrschaft, gegürtet. Er war ein Mann des Harems, welcher die üppigsten Ausschmückungen morgenländischer Erzählungen in Wirklichkeit umsette. Schmid hält nicht viel von ihm, die Türken könnten wohl nicht mehr erwarten, als die Zeugung eines Nachfolgers. Wegen ber damals eingetretenen Teuerung gefiel dem Volke dieser Sultan nicht. Er soll dem Großwesir erklärt haben, er wolle einen Krieg sehen, worauf ihm geantwortet wurde, es sei noch nicht an der Zeit, er möge sich gedulden. Ibrahim gab seine Ernennung zum Sultan allen europäischen Mächten durch besondere Gesandtschaften kund. Ein Aga (Truppenführer der Janitscharen) ritt mit 60 Pferden nach Wien. Er wurde in feierlicher Audienz vom Kaiser empfangen. Der Aga bot im Namen des Sultans die Fortsetzung des Friedens unter der Bedingung, daß er den Polen gegen die Türken keine hilfe leifte. Die Türken geben viel auf die Erfüllung der Courtoisie, insbesondere wenn es sich um die Einhaltung einer internationalen Höflichkeitsformel handelt. Trot den Mahnungen Schmids unterließ es Ofterreich, eine Standesperson nach Konstantinopel zur Beglückwünschung des neuen Sultans zu senden. Der Wesir suhr Schmid beswegen an: "Die Türken sind keine Hunde, wir werden euch schon unsere Macht zeigen. Und dich, du deutscher Hund, da ihr uns verachtet, will ich in ein Gefängnis werfen und drin= nen ausdorren laffen." Inzwischen ritt mit zahlreichem Gefolge und üp= pigen Geschenken ber persische Gesandte ein mit seinen wertvollen Wünschen. Der Großwesir Mustafabassa ließ verlauten, daß er nichts mehr nach den beutschen Hunden frage, da sie keinen Botschafter geschickt hätten und den Sultan somit verachteten. Nach Ofen ging sogar der Befehl, bei irgend= welchen Streitigkeiten an der österreichischen Grenze in Ungarn einzufallen. Schmid hatte wieder bange Tage, da die Türken zum Kriege rüfteten, angeblich gegen die Rosaken. Schmid, sowie der englische und venetianische Botschafter vermuteten einen Zug gegen die Christenheit. Endlich im April 1641 erschien der kaiserliche Internunzius Iszbenci in Konstantinopel.

Er wurde formell empfangen und sogleich streng bewacht; auf diese Weise wollten die Türken ihm ihre Verachtung zeigen. Nur Schmid und seine Leute durften bei ihm aus und ein. Anderthalb Monate mußte der Internunzius warten, bis er zu einer Audienz beim Großwesir zugelassen wurde! Er wurde nur mit 12 Kaftanen geehrt, während der persische Gesandte deren 40 erhalten hatte. Der Zweck der Verhandlung war die Erneuerung des Friedens von Szön, welcher dahin lautete, daß "ein für allemal" ein Ge= schenk von 200000 Talern dem Sultan zu leisten sei. In dem türkischen Doppel, welches lateinisch abgefaßt war, war gerade diese Stelle "semel pro semper" weggelassen, sodaß der Großwesir für jede Erneuerung des Friedens diesen Tribut Ofterreichs begehrte, denn Gott habe den Türken nichts gegeben, als den Glauben, das Schwert und den Tribut. Schmid referiert in türkischer Sprache drei Stunden unter Zuziehung der früheren Friedensverträge. "Wer aber nicht verstehen will, läßt sich seine Meinung nicht nehmen," schrieb er nach Wien. Der Großwesir soll erklärt haben, daß er diese Differenz nicht als Kriegsgrund betrachte. Als aber trothem Bulver, Schwefel und Blei in großen Mengen nach griechisch Weißenburg transportiert wurde, traute Schmid dem Frieden nicht mehr. Er mahnte Ofterreich, auf der Hut zu sein und womöglich eine große Heerschau in Ungarn abzuhalten, um den Türken zu zeigen, daß man ge= rüftet sei. Ein persischer Gesandter zog wieder mit reichen Geschenken in Konstantinopel ein und wurde mit allen Shren "traktiert"; ebenso wurde der siebenbürgische Gesandte empfangen. Die für den Kaiser verlorene Schlacht bei Breitenfeld im November 1642 hatte auch noch eine nach= teilige Wirkung auf die österreichische Machtstellung in der Türkei. Von Schmid wurden wieder die 200 000 Taler Tribut verlangt; er berichtete über die Kriegsaussichten, daß es schwer sei, die Türken im Zaum zu halten; "denn sie richten ihren Kompaß nach dem draußigen Wind." Auch hatten sie inzwischen mit Erfolg die Rosaken geschlagen. Erst anfangs des Jahres 1643 schrieb Schmid seinem Kaiser, die Zeit sei nun soweit vorgerückt, daß kaum mehr ein Feldzug gegen Ungarn von den Türken geplant werde, da mit Beginn des Frühlings eine Durchquerung Ungarns mit Truppen wegen der jeweiligen großen Überschwemmungen und Wit= terungsverhältnisse unmöglich war. Schmid hatte aber nicht etwa leeren Lärm geschlagen; benn die schwedische Diplomatie hatte sich wieder in= tensiv betätigt. Als ihr an der Pforte ein Erfolg nicht beschieden war, bearbeitete sie um so intensiver die der Türkei tributpflichtigen Länder,

insbefondere aber den ehrgeizigen Fürsten von Siebenbürgen, Rakoczy. Dieser war mit dem tüchtigen Schwedengenerel Torstenson in Beziehun= gen getreten und hatte es erreicht, daß die Schweden seinem Fürstentum noch Oberungarn einverleiben wollten. Siebenbürgen war grundfätlich an die türkischen Friedensvertäge gebunden, so daß es zur Untätigkeit verurteilt war, wenn die Pforte diesen Plan nicht selbst noch förderte. Der Gefandte des Fürsten, unter Beiziehung des französischen und eines schwedischen Ver= treters, erhandelte Oberungarn unter der Bedingung, daß Rakoczy den Jahrestribut verdopple und reichere Geschenke an die Wesire verabsolge. Die Türken hatten gleichzeitig die Inhaber der Reiterlehen zu den Waffen gerufen, um in Ungarn einzufallen. Es handelte sich dabei weniger um einen Zug gegen Ofterreich, als vielmehr um einen der zahlreichen Beutezüge gegen Ungarn. Der Überfall unterblieb jedoch, weil Rakoczy die erste Rate des doppelten Tributes nicht zu leisten vermochte, und weil er im Jahre 1643 die Beziehungen mit den Schweden abbrechen mußte, denn sie bildeten eine der Bedingungen Ofterreichs zur Erneuerung des Friedens von Szön. 1645 begann der Kampf der Türkei gegen die Republik Be= nedig, wodurch Ofterreich wieder entlastet wurde. Schmid erblickte in dem Rriege gegen Venedig deshalb eine Gefahr, weil die Türken durch Über= läufer in der europäischen Kriegstechnik unterrichtet würden. Man müsse Venedig wenigstens im geheimen beistehen.

Schmid hatte 14 Jahre unter äußerst schwierigen Umständen Österreich an der Pforte vertreten. Schon oft hatte er seinen Kaiser um Entslassung gebeten. Doch wurde er aufgefordert, auszuharren. Endlich erwartete auch Schmid die Befreiung aus seiner "bestialischen" Umgebung. "Außer meinen vielen Sorgen," berichtet Schmid, "unlustigem Gemüet und Affliktionen des Geistes, liege ich schon ettliche Tage zu Bett, gepeinigt und geplagt durch das Podagra. Soll eine Krankheit der Reichen sein; ich armer Resident komm gar unschuldig dazu, sonderlich weilen Sure Kaiserliche Hofkammer mich so übel traktiert. Unser Herrgott gebe mir die Snad, daß ich mit Gesundheit E. Kais. Majestät in der Christenheit triumphierend bald könne sehen!" Endlich am 1. Mai wurde seine Demission angenommen, und im August 1643 tras Johann Rudolf Schmid wieder in Wien ein.

Die Tätigkeit Schmids als österreichischer Vertreter an der Pforte siel in eine Zeit der größten diplomatischen Spannung, wie sie damals an den europäischen Höfen mehrere Jahrzehnte hindurch anhielt.

Gerade bei der Unzuverlässigkeit und Launenhaftigkeit der türkischen Volitik bedurfte es einer ausdauernden und tüchtigen Kraft, der täglichen Gefahr eines brohenden Einfalles in Ofterreich an der Pforte entgegenzuarbeiten. Schmid hatte nun aber weder die Tradition der Familie, noch die übliche Schulung, welche ihm die Fähigkeit eines Diplomaten hätte vermitteln können. Wenn er bennoch diese Aufgabe mit großem Erfolge löste, so war es seinem klugen und praktischen Sinn für das Tatsächliche zu verdanken, sowie seiner Fähigkeit, sich in die mannigfaltigen Verhältnisse einzuleben. "Ich habe auf die eine und die andere Weise mit mir selber discouriert, allem nachdacht und ohn Unterlaß fleißig betracht, was in so schwerer Sach Gutes zu hoffen oder Übles zu beforgen sei." Sein Mut trotte allen Gefahren, und seine Treue war unerschütterlich. Mitten in der zer= rütteten Beamtenschaft der Türkei wohl selbst der Versuchung der Be= stechung ausgesetzt wegen seiner für einen österreichischen biplomatischen Ver= treter sehr niederen Besoldung, konnte er seinem Kaiser berichten, als er von Neidern verdächtigt wurde: "Ich weiß mich so redlich, als niemals einer gewesen ist." Diese Neider waren die Dalmatier, welche wegen ihrer Sprachkenntnis in der Regel diesen Posten besetzt hatten. Als diese An= feindungen auch noch auf seinen Dolmetsch sich ausdehnten, schrieb Schmid: "Bei uns ist eine untreue Aber nicht zu finden; obschon wir Ausländer sind, so wird man uns nie untreu finden, sintemalen die von unseren Eltern und Geburt an eingewurzelte Ehr und die große Begierde, so wir zu E. R. Majestät Diensten tragen, machen, daß wir in Treu und Red= lichkeit nicht um ein Haar zedieren." Daraus ergibt sich auch die Anhäng= lichkeit zu seiner ursprünglichen Heimat. Schmid beherrschte auch die türkische Sprache in Wort und Schrift, und verstand es, in der bilberreichen Sprache der Drientalen zu sprechen. Er war auch sonst ein Meister seiner eigenen Muttersprache.

Er verfaßte einen 300 Seiten umfassenden Bericht über seine Tätigkeit an der Pforte. Voller Lebendigkeit schildert er die Sultane, ihre Frauen und Minister, das Militär, die Gesandten; er behandelt darin seine diplomatischen Aufgaben, seine Bemühungen, die heiligen Örter in Jerusalem für den Besuch der Pilger zu sichern und ein römisch-katholisches Patriarchat an Stelle des griechischen oder kalvinistischen in Konstantinopel zu errichten. Er erzählte von der Befreiung deutscher Sklaven, von seinen persönlichen Erlebnissen. Siner der eindrücklichsten Berichte bezieht sich auf die Umwandlung der katholischen Kirche in Konstantinopel in eine Woschee. "Unser

lieben Frauen Kirchel ist hin . . . das große Altarbild rettete der Geistliche; das kleinere ältere Blattel auch mit unser Lieben Frauen Bildnis habe ich hinwegnehmen und heimlich in mein Logement tragen lassen, um es vor diesen groben Bestien zu bewahren." Zum Schluß bittet er den Kaiser, ihm die Mittel zum Leben zu geben, damit er seine in türstischen Sachen erwordene Erfahrung ausüben und am Hofe sich aufhalten könne; "anderer Gestalt länger da zu verweilen mir unmöglich; auch E. K. Majestät Reputation nicht wäre, wann ich nach den in der Türkei IS Jahre lang geleisteten Diensten hülslos vom Hof wegziehen und erst in meinen alten Tagen anderstwo um ein Stück Brot mich bewerden müßte. E. K. Majestät führ' ich dies allergehorsamst zu Gemüet und lege vor deren Füßen in tiesster Keverenz meine gehabte Residenzia und publica carica hiemit völlig ab."

Schmid erhielt Hofquartier. 1644 wurde er in den Hofkriegsrat gewählt, und es wurde ihm die Leitung der östlichen Politik unterstellt. Er hielt seine Beziehungen mit Konstantinopel aufrecht. Sein Nachfolger, Greifenclau von Wollrath, war ein Rausbold und als Diplomat unfähig. 1647 starb er infolge eines Sturzes vom Pferde.

Im Jahre 1648 erhielt Schmid die ehrenvolle Mission, als Internungius das Friedensinstrument mit den Türken auf weitere 20 Jahre zu erneuern. Zur Errichtung des Entwurfes begab er sich mit einem Gefolge von 50 Versonen nach Konstantinopel. Die Verhandlungen gestalteten sich sehr schwierig, weil im türkischen Vertragsboppel in bezug auf die Geschenke eben die Worte "einmal für allemal" fehlten und wieder aufgenommen werden follten, damit Ofterreich nicht als tributpflichtig erscheine und alle 20 Jahre jeweils bei Erneuerung des Friedens Geschenke im Werte von 200 000 Talern machen mitse. Schmid hatte die Rompetenz, diesmal bis auf einen Betrag von 150000 Talern zu gehen, mährend Ofterreich nicht etwa auch ein entsprechendes Geschenk hätte geltend machen können. Es geht daraus hervor, welches Interesse Ofterreich an der Verlängerung des Friedens hatte. Die Verhandlungen zwischen Schmid und dem Großwesir drohten abgebrochen zu werden, da beide Teile halsstarrig sich zeigten und Schmid nur einen ganz niederen Betrag zusichern wollte. Er hatte sich schon beim Sultan verabschiedet, als der Großwestr ihn noch einmal zu sich bitten ließ und, wie er fagte, "in Rücksicht beiberseits armer Untertanen" der Verlängerung des Friedens zustimmte, wenn im Betrage von 40000 Talern Geschenke für den Sultan und für 4000 Taler Geschenke für die Westre verabsolgt würden. Auf einem besonderen Schriftstück wurde diese Abmachung aufgesetzt und vom Westr unterzeichnet und mit dem Insiegel versehen. Mit diesem diplomatischen Ersolge kehrte Schmid nach Wien zurück. Man mußte sich mit der Ratistzierung des Vertrages beeilen, um nicht insolge eines Wechsels der Regierung diesen erlangten Vorteil wieder zu verlieren. Der Vertrag für den Sultan wurde lateinisch in Goldschrift geschrieben und vom Kaiser unterzeichnet.

Als großer Botschafter und Vertreter des Kaisers zog der nun in den Adelsstand erhobene Freiherr Schmid von Schwarzenhorn mit einem Sefolge von 130 Personen zu Pferd und in Wagen nach Konstantinopel, um die unterzeichnete Friedensurkunde zu überreichen. Ein türkischer Botschafter war ebenfalls nach Wien aufgebrochen. Auf der Grenze beider Reiche, wo eine Säule den Ort bezeichnete, zogen die Botschafter nach einer Begrüßungszeremonie mit ihrem Gesolge aneinander vorbei. Die Urkunde war also an beiden Orten ratifiziert worden.

In Konstantinopel war inzwischen der Sultan Ibrahim hingerichtet und sein Sohn als Mehemet IV. mit dem Schwerte des Großherrn umgürtet worden. "Ein junges Knabel von 8 Jahren," schreibt Schmid, "nichtsbestoweniger wider der gleichen Jugend Gewohnheit merkte man an ihm ein gravitätisch stilles, melancholisches Wesen, welches mit der Zeit in Tyrannei und Blutdurst dem Vater nachschlagen möchte." Der Freiherr wurde ehrenvoll empfangen. Er ließ die Geschenke im Werte von 40 000 Talern vor die Westre und den Sultan bringen; "sie erschienen sehr prächtig und haben eine große Apparenz gemacht, so daß männiglich die Augen gespühlt." Mit seinem Gefolge wurde dann Schmid im Serail empfangen. Er trug das Kleid, in welchem er auf dem seiner Vaterstadt Stein geschenkten Bilbe gemalt ist. "In bester Ordnung versügte ich mich mit meiner Comitiva nach dem Seraglio. Gleich nach der zweiten Pforte, allwo ich vom Pferde abgestiegen, saßen zur rechten der Janitscharen=Aga (General) und seine Capitani neben über 6000 Janitscharen. Mir zu Ch= ren sind die Offiziere von ihren Sigen aufgestanden, sind zwei Schritt herfür getreten und haben mit gelegter Hand auf die Brust gar höflich die Gegenreverenz getan. Auf der linken Seiten faßen die vornehmen Offiziere der Spahi (Reitertruppen), welche desgleichen aufgestanden waren und sich mit sonderlicher Ehrerbietung gegen mich geneigt haben. Hierauf kamen mir 20 Schritt zwei Diener bes Großtürken entgegen, empfingen und führten mich in den Diwan, allwo der Großwesir samt den anderen

Westren und vielen Türken in schöner Ordnung saßen. Ich neigte mich allerseits gar ehrerbietig, den Großwesir aber und die anderen Wesire sa= lutierte ich mit sonderlicher Reverenz und umfing sie auf türkische Manier, an welcher Aftion die Türken ein particular Wohlgefallen getragen. Der Wester ließ mich gleich neben sich niedersetzen und sprach gar freundlich mit mir. Inzwischen waren Tafeln für die Mahlzeit gebracht worden für 20 Personen." Während der Mahlzeit wurde Schmid durch ein vergittertes Kenster vom jungen achtjährigen Sultan in Begleitung seiner Großmutter betrachtet; er sollte sich offenbar an den Anblick des Freiherrn gewöhnen. Nach der Mahlzeit wurden dem Gefolge des Freiherrn 10 Kaftane zum Anziehen überreicht, worauf Diener kamen und den Freiherrn, sowie sein Gefolge, jeden an beiden Armen haltend, durch die dritte Türe vor den Sultan führten. Der Freiherr hielt eine kurze deutsche Ansprache, welche vom Dolmetsch übersetzt wurde. Hierauf wurde er wieder an den Armen gefaßt und hinausgeführt. "Als ich wieder zu Pferd gesessen, mußte ich nach dem alten Brauch vor der letten Pforte des Seraglio anhalten und warten, bis der zu diesem Actu versammelte Hofftaat, sowohl die Janit= scharen, die in großer Menge und Confusion herausgelaufen kamen, als auch die führnehmen Türken vorüberpassiert waren. So wurde alles, was einem großen Botschafter pflegt erwiesen zu werden, observiert." Die zahlreichen Ehrungen, welche der Freiherr als österreichischer Botschafter genoß, veranlaßten den französischen Gesandten zu der Bemerkung: "Er wüßte fein Exempel, daß jemals einem kaiserlichen Gefandten solche Shre wider= fahren sei."

Als Schmib 1651 wieder nach Wien zurückgekehrt war, wurde er eine der bekanntesten Erscheinungen des österreichischen Kaiserhoses; davon zeugen auch mehrere Porträtradierungen. Schmid erhielt den Vorsitz im Hosftriegsrate. Seine größte Beachtung schenkte er immer dem östlichen Feinde. Er sah das Erstarken der türkischen Macht unter dem Großewesir Achmed Köprili. Im Jahre 1663 rüsteten denn auch die Türken gegen Österreich. Alle christlichen "Potentanten" wurden durch österreichische Gesandte auf die drohende Gesahr ausmerksam gemacht und zur Türkenbilse gemahnt. Vor der Tagsatung der Sidgenossen in Baden erschien Freiberr Schmid von Schwarzenhorn; es wurden 1000 Zentner Pulver bewilligt und bei großer Gesahr auch Mannschaft zugesichert. Schmid erlebte noch die Niederlage der Türken. Erst im Jahre 1683 drangen sie dann dis vor die Tore Wiens. Es war dies der letzte gewaltige und gesahrvolle

Ansturm der Türken gegen den Westen. Die Erstarkung Rußlands und seine Ausdehnung auf Kosten der Türkei im Verein mit Österreich waren die Ursachen eines allmählichen stusenweisen Zurückweichens der Türkenherrschaft, das dis auf den heutigen Tag fortdauert. Heute ist sie als europäische Macht verschwunden und allein auf Asien beschränkt. An dieser Entwicklung hatte in der für Europa so gefahrvollen Zeit des 30 jährigen Krieges J. R. Schmid einen bedeutsamen Anteil.